

Er scheint täglich

Einiges über Hypnose.

Von
Professor M. Kaufmann, Universität Halle.

(Nachdruck verboten.)

Durch die Presse gehen in letzter Zeit öfters Mitteilungen von Verbrechen, die an Hypnotisierten begangen werden. Diese Armen Opfer wurden gewöhnlich durch den scharfen stehenden Blick einer Person — mit Willkür in einem Eisenbahnabteil oder auf Bahnhöfen — eingeschläfert. Dann sollen sich diese Personen fügen, ja wochenlang unter dem fremden Willen des Hypnotiseurs befinden.

Vor einiger Zeit kam eine Mutter mit ihrem fünfzehnjährigen Jungen zu mir, der behauptete, daß hier auf dem Bahnhof ein Mann ihn scharf angesehen habe. Er sei dann wie im Traume nach Feldern gegangen, dort für die französische Fremdenlegation angeworben, späterhin von einem Deutschen „aufgedeckt“ und nach dem Anbittlichen Bahnhofs zurückgebracht worden, in Leipzig dann der Polizei aufgefunden und schließlich in völlig abgerissenen Zustände von seiner Mutter nach Hause geholt worden. Ich solle nun den Jungen hypnotisieren und von ihm herausfinden, ob die Sache wahr sei. Als ich dazu Anstalt zu machen, zeigte der Junge alle Anzeichen von Unruhe, er meinte, ob das nicht gefährlich sei? Darauf sagte ich ihm auf den Kopf zu, daß seine ganze Erzählung eine von ihm selbst erfundene Mäuberthat sei, was er auch nach einigem Zögern zugab. Mehrnichts habe ich öfters erlebt.

Es ist bekannt, daß in früheren Zeiten häufig junge Mädchen, die einen Schritt begangen hatten, beschauptet haben, sie seien vom heiligen Geist überhäuftet oder durch Bändlungsmittel, die ihnen heimlich ins Bier usw. geschüttelt worden seien, in einen willenlosen Zustand versetzt worden. Jetzt wird einem nicht zu selten die Angabe aufgeführt, daß die Mädchen von einem fremden Menschen scharf angesehen und dann in einem willenlosen Zustand mitgebracht worden seien.

So erzählten vor einigen Monaten eine streng aussehende Frau mit ihrer in geeigneten Umständen befindlichen Tochter und bat mich, ich sollte feststellen, ob die Tochter von ihrem Verführer mit einem Blick hypnotisiert worden sei, wie diese behauptet hat.

Als ich die Tochter allein ins Gebet nahm, machte mir die überausende Mitteilung, daß sie bereits von mehreren Männern hypnotisiert worden sei, sie wisse nicht, wer als Vater des zu erwartenden Kindes in Betracht komme. Nun war guter Rat teuer! Hier die strenge Mutter, dort die weinende Anschuld. Ich zog mich aus der Affäre, indem ich behauptete, die Tochter habe mit anvertraut, daß sie leicht zu hypnotisieren sei. Verantwortliche genügt der Mutter diese Auskunft. Sie verließ mich mit einem Seufzer der Enttäuschung: „Ich wußte doch, daß meine Tochter anständig geblieben ist.“

Der Hypnotiseur, welcher über große Erfahrungen verfügt, kann solche abenteuerliche Erzählungen, wie das jemand durch einen fremden Blick willenlos gemacht worden sei, nicht bekräftigen. Es gelingt wohl, Personen, die man einige Male hypnotisiert hat, später blitzschnell in tiefen hypnotischen Schlaf zu versetzen, aber die Angaben über Wachenhypnotismus von Faktoren und ähnlichen Schwarzfäulnissen sind unbedingt in das Reich der Fabel zu verweisen.

Wer in der hypnotischen Tätigkeit einige Erfolge aufzuweisen hat, wird leicht mit einem Heiligengeist umgeben, es öden ihm oft Wägen über ihn. So erfährt man durch Zufall von Heilung Gelähmter, Auferweckung Scheintoter, die man nie gekannt hat. Der Dämon kann ohne Berge verlesen! Neuerdings pflegen viele unheilbare Kranke zu Herrn Müller-Gerny in Somburg v. d. S. zu pilgern, der in seinem Prospekt

ausdrücklich die von den Ärzten aufgegebenen Kranken zu heilen verspricht.

Nun muß man bedenken, daß der chronische Kranke sich in einer ganz eigentümlichen Gemütsverfassung befindet; sein ganzer Interessentriebe konzentriert sich auf den Geliebten. Er wird Egoist und hegt vor allen Dingen meist den Wunsch, daß er geheilt werden kann und nur h. Wenn dann ein ungewisshast geistesgestörter Mann, wie dieser Müller, in einer halben Stunde angeblich Hunderte durch einige Gebete heilt, so klingt das wohl unwahrscheinlich, es ist aber doch zu verstehen, weil bei solchen Kranken die Auffassung der Krankheit beeinflusst werden kann. Sade ich es doch schon selbst erlebt, daß an Rückenmarkschwundkranken, die ich auf ihren ausdrücklichen Wunsch hypnotisieren mußte, nachher besser gehen konnten und weniger Beschwerden hatten. Willst du mir hier eine geistreiche geistige Energie, eine Art Selbstaufregung, die die Orientierung des Kranken über sich in beiden trübt.

Aus drei eigentümlichen geistigen Karosse (auf deutsch Glaube), deren Wirkung leider nur vorübergehend ist, sind wohl manche, auch durch Danziger berühmte Erfolge, selbst bei Unheilbaren zu erklären.

Doch in der Hypnose keine Verbrechen vorzunehmen sollten, ist nicht richtig. Ich konnte über eine ganze Reihe von Fällen berichten, durch Hypnose beglückten Verbrechen, h. nicht, die mit bekannt geworden sind. Auffallend dabei heften ein ziemlich großes Kontingent bei der Frauen; in Gemeinschaft mit ihrem Liebhaber verziehen sie es, ihren Mann hypnotisch derartig unter ihrem Einfluß zu bringen, daß dieser — gewöhnlich handelt es sich um einen „Trottel“ — sich gewöhnlich ausplündern läßt. Ein solches Opfer seiner hinterlistigen Ehefrau habe ich in einer Sitzung aus deren gleichsam dämonischer Gewalt befreit.

Die neuerdings durch Hellscher und hypnotisiert: Medien für die Aufhebung von Verbrechen geleistet: Witzige ist sehr leicht zu beurteilen. In den Fällen, wo ich als Sachverständiger solche Verurtheile beobachtet konnte, haben die Medien vollkommen versagt. Es wird viel zu wenig mit einer unwillkürlichen Beeinflussung, also einer Art von Suggestion, bei diesen Ausübungen von Verbrechen geschieht.

Dann ist weit-ich nicht zu versagen, daß wir alle viele Dinge beobachten, die wir nicht in Erinnerung haben, weil die Aufmerksamkeit durch andere Interessen abgelenkt ist. Gelingt es, die Aufmerksamkeit zu beseitigen, so tritt in der Hypnose ein, dann erinnert sich der Betreffende oft an Beobachtungen, von denen er im normalen Zustande nichts wußte. Ich habe solche Beispiele in der Zeit längere als 1000 gesammelt. So lassen sich manche oft frappante Beobachtungen von Medien einfließen durch eine Veränderung ihres Bewußtseinszustandes erklären.

Der Schmuck.

Ein Mädchen von
Georg Strelitzer.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Abend, wenn sie zusammen durch die Straßen der Stadt gingen, blühte sie wie gebannt vor dem hellleuchtenden Laden hinter und betraute mit beschämten Blicken den lässlichen Schmuck, der im Glanz der schicklichen Bienen strahlend lag. Und der Mann sah ihr Verlangen und das Herz wurde ihm schwer.

„Wie gern wollte ich dir dieses Schmuckstück kaufen,“ sagte er, „doch ich bin arm. Und würde ich auch wie ein Pferd arbeiten, mich das ganze Leben lang schuften und plagen nur um des einen Zweckes willen — nicht die Fülle des Geldes beläme ich zusammen, was das eine Kleinod hier kostet —“

Aber eine Frau sollte ich haben, Theodor, — eine Frau, die vor der Gicht etwas versteht!“

Zum Beweise dafür, wieviel sie davon verstand, nahm sie Onkel Theodor zugleich in Behandlung. Sie unterzucht das kranke Bein, bestrich es, kettete es und brachte es erneut in eine Lage, die die Schmerzen linderte.

Onkel Theodor höhnte. Aber er höhnte freundlich. Die ebenso liebevolle wie geschickte Behandlung tat ihm wohl.

„Du verstehst das großartig,“ seufzte er, „Man sollte das alle Tage haben.“

„Das kannst du ja. Besuche mich nur recht oft.“

„Du kannst ja auch mich besuchen,“ flug er vor.

„Gern,“ lächelte sie. „In unheimlich Art ist das ja ungelährlich.“

So kamen sie unwillkürlich auf die alten Zeiten zu sprechen. Auf den Lebenswandel, der das Gegenteil von ihm war, der Vergnügen machte, der Vergessen, aber auch die Gicht brachte. Und sie sprachen von alledem in dem Tone von Leuten, die sich keine Illusionen mehr machen.

„Ach ja, die Jugend,“ seufzte Marietta.

„Ja, die Jugend,“ murmelte Onkel Theodor.

„Sprich nicht so leicht von ihr. Sie ist schön.“

Onkel Theodor protestierte. Um von der Jugend schlecht zu sprechen, dazu war er ja hergekommen. Hatte er nicht bloß Vexer mit ihr? Und er berichtete Marietta von der Verdächtigkeit seines Neffen Stillfried, der, dumm und verliebt, durchaus in sein Unglück rennen wollte.

„Daß ihn doch rennen,“ sagte Marietta, „es kann vielleicht gerade sein Glück sein.“

„Nimm,“ widersprach Onkel Theodor, „er muß aufgehoben werden. Und dabei sollst du mir behilflich sein.“

Damit entwickelte er seinen Plan. Der Junge brauche, um die eine Liebhaft zu vergessen, unbedingt eine andere Liebhaft. Diesmal die Liebhaft mit einem Wädel, das habe. Es mühe durchaus etwas Großes, etwas Verdächtiges sein. Stillfried müße ganz schwindlich davon werden.

Da lachte das Weib auf: „Was soll ich mit dir, der du nicht imlande bist, mit diesen einen Wunsch zu erfüllen. Siehst die Pracht rings um uns, das funtelnde Gold, die blühenden Diamanten! Ich brauchte nur wollen und es läme einer —. Und dir soll ich in deine trostlose Armut folgen? Nein — nicht eher will ich dir angehören, als bis dieses Diadem mein ist, du Sungenfischer!“

Und ohne Abschied verließ sie ihn.

Da ging der Mann in seiner Verzweiflung hin und stieß den Schmuck. Und legte ihn nebelnd in ihre Hände. „Nimm!“ rief er, „um meiner Liebe willen bin ich zum Dieb geworden und democh — ich bereue es nicht! Habe ich doch dafür deine Liebe wieder!“ Da lachte sie befreit und lächelte ihn auf den Mund.

Als er aber heimkehrte, da hartete seiner schon die Säges. Sie schlugen ihn in Fesseln und führten ihn zum Richter. Wo er die Beute verriet, habe, fragte man ihn, nur ein volles Geländnis könne ihn, den Ungehorsamen, retten. Der Mann aber schwieg. Mit keinem Worte verriet er sein Geheimnis. Und nahm willig die ganze Schuld auf seine Schultern.

Man verurteilte ihn zu drei Jahren Zuchthaus. Er dächte die harte Strafe an und wurde dabei trant und elend. Aber eine Hoffnung hielt ihn aufrecht und ließ ihn alles überwinden und ertragen. Erand doch das Glück dahinter — das Glück! Und so eizte er, als er wieder frei geworden, von nie erklärter Sehnsucht getrieben, zum Hause der Geliebten, um sie in seine Arme zu schließen.

Zuerst erkannte sie ihn nicht. So sehr hatte ihn die Haft verändert. Dann aber wie sie ihm verächtlich die Tür, „Geh!“, sagte sie, „ich will mit dir nichts zu schaffen haben. Einen Verbetrauten heiratet ich nicht!“

Und an ihrer Brust leuchtete trotz der gestohlene Schmuck.

Das elektrische Klavier.

Von
Ernst Wanderer-Dresden.

(Nachdruck verboten.)

Was ein elektrisches Klavier ist, mußte einst jeder zivilisierte Zigeuner wissen. Ein mechanisches Pianino, das, gegen Schmutz eines Grotesken, von einer Dynamomachine getrieben, irgendeinen Gassenhauer spielt. Vor fünfundsiebzig Jahren war es eine neue Erfindung und sehr in Mode. Jetzt begegnet man ihm seltener. Deshalb hat auch die musikalische Kultur so abgenommen. Spät? Ernst, bitte! Ernstester Ernst Beweis steht mit folgendem zur Verfügung.

Ein großer Gasthausalan. Gedrängt voll Menschen. Ich mitten drunter. Nächt Biergeruch und häßlichen Tabakrauch — (Rauchen verboten!) — dunstet Begeisterungsdampf in der Luft, und verirrte verspätete Klangwellen falscher Zöne klingen das Trommelgeföh. Born im Saal ist nämlich ein Bobium, und auf diesem gibt der Alletantenverein „Die Gensängern“ sein Festkonzert. Man ist schon mitten drin. Überläute zu „Janapa“ für Flöte und Klarinet. Dann Der Semtrix Herzloab“, Salonstück für Zither und Pfiffo. Dann Melodienstrahl aus der Oper „Martha“ für Klarinet und Cello. Dann rebet der Herr Koroband: „Ich bitte die verehrten Mitspieler und Gäste nummehr dringend, das Raucherbot streng einzuhalten, auch nicht mit den Bierdeckeln und Tellern zu klappern und jede leise Unterhaltung zu unterlassen. Es wird nämlich jetzt unter hochverehrter Ehrengast, Früulein Konzertängerin Hedda Zubidum, die Güte haben, sich mit Klaffischen Liedern hören zu lassen.“ Früulein Hedda Zubidum, deren nicht mehr ganz junges Gesicht fatal an ein

„Du bist vom Fach,“ sagte Onkel Theodor, „und du wirst deshalb Rat wischen.“

Marietta überlegte eine Weile. „Bei mir wohnt eine Löwenbändigerin,“ sagte sie schließlich.

„Die hat Raize für zehn. Aber sie hat auch einen Bräutigam.“

Der Bräutigam fürchtete Onkel Theodor nicht, er hatte nur Angst vor den Löwen. Ob in dieser Beziehung nichts zu befürchten sei?

Marietta lachte. „Die Löwen sind so zahm wie Kinder.“

Onkel Theodor hatte schon Feuer gefangen. „Ist sie häßlich?“

„Das will ich meinen.“

„Wie heißt sie denn?“

„Auf dem Programmzettel Miß Frowa. Im bürgerlichen Leben Rosa Wilschle.“

„Ich denke,“ erzog Onkel Theodor, „wir stellen ihr Stillfried einmal vor.“

„Aber nur so,“ sagte Marietta ängstlich, „daß ihr Bräutigam nichts davon erfährt. Er ist Berufsringkämpfer.“

„Das läßt sich schon machen,“ beruhigte sie Onkel Theodor. „Geld spielt gar keine Rolle. Es kann kosten, was es will.“

Marietta drohte Onkel Theodor mit dem Finger. „Du bist ein alter Sünder! Willst du deinen Neffen nun auch verderben?“

„Zur Beruhigung will ich dir bringen!“ sagte Onkel Theodor erboßt, indem er mit dem ganzen Körper eine heftige Schwenkung machte. „Er soll es nur so halten wie ich. Nun —“

Er schrie plötzlich auf, denn auch sein krankes Bein war aus dem Gleichgewicht gekommen und er hatte sich daran geflohen. Er krännte sich vor Schmerz.

„Da, siehst du's ja,“ sagte ihn Marietta an, „das sind die Folgen.“

Aber sie stand doch auf und brachte das Bein wieder

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von
Hermann Wagner.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Immerhin, Marietta zeigte ich über seinen Besuch sehr erfreut. Sie führte ihn in das, was sie ihre gute Stube nannte und das er eher für eine Kumpellkammer gehalten hätte. Sie dachte Rasche und setzte ihm Kuchen vor. Und sie betete, damit er nicht so große Schmerzen hätte, liebesvoll sein krankes Bein etwas höher.“

„Du verstehst es wirklich, mit einem Mann umzugehen, genau wie damals,“ höhnte Onkel Theodor, wesmühtigen Erinnerungen hingegeben. „Sag, wie geht es dir, Marietta?“

„Ach, Marietta hieß sie schon längst nicht mehr. Und zu sagen, es geht ihr gut, das wäre wohl auch eine Kühne Behauptung gewesen.“

Ehemaligen Tänzerinnen, die alt geworden sind und die sich nichts erspart haben, geht es nur selten gut. Außerdem sei sie doch in den letzten fünfzehn Jahren mit dem Weinreisenden Traugott Wilschenblau verheiratet gewesen, der nun glücklich verstorben sei, am Desirium tremens natürlich. So bringe sie sich recht und schlecht eben damit durch, daß sie an Artisten und Artistinnen vermiete.

„Und du, Theodor?“ fragte sie. „Wie geht es dir?“

„Ich habe die Gicht,“ sagte Onkel Theodor, und er jagte das in einem Tone, der alle weiteren Erklärungen überflüssig machte.

„Und du hast niemanden, der dich pflegt?“

„Niemanden.“

„Keine Frau?“

„Nein, — Gott sei Dank!“

„Nicht einmal eine Wirtschafterin?“

„Die erst recht nicht!“

„Ja, ja,“ sagte Marietta Wilschenblau, „eine Wirtschafterin, — das ist in dem Falle auch nicht das Rechte.“

